

SISTERHOOD – EINE SEHNSUCHT

Claudia Koppert

SISTERHOOD – EINE SEHNSUCHT

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar

Lektorat: Karen Nölle
Buch- und Umschlaggestaltung: Grafikdesign Elsa von Rahden
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos der
Ton-Dia-Schau Frauenwiderstandscamp im Hunsrück 1983

1. Auflage: August 2014

© 2014 Claudia Koppert
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN 978-3-7357-2537-0

P. A. blinzelt, wird wach: »Schon wieder. Warum jetzt?« Gleich hat sie Tränen der Müdigkeit in den Augenwinkeln, kann nichts recht erkennen, aber es wird wieder wegen dieser Martha sein. Sie wacht fast nur noch auf, wenn wieder etwas mit dieser Martha ist. Für die Göttervollversammlungen muss sie wie alle anderen geweckt werden.

P. A. spürt ihrer schier unüberwindlichen Schwäche nach. Längst hält sie sich keine Schützlinge mehr. Sie hat mit sich, ihrem früheren Tun, ihrer einstigen Bedeutung abgeschlossen, den Beinamen Pallas durch Post ersetzt, seit geraumer Zeit nennt sie sich nur noch P. A. Und wehe, jemand kommt ihr mit »Athene«! Schließlich schlummert sie, wie sämtliche hier weilenden Kolleginnen und Kollegen, ihrem endgültigen Verschwinden entgegen.

Martha sortiert in einem Dienstzimmer Patientenakten, trägt etwas ein, macht zuletzt ein grünes oder rotes Häkchen. Sitzt nur knapp auf der Stuhlkante, als hätte sie keine Zeit, sich richtig hinzusetzen. Dem Betrieb an der Tür hat sie den Rücken zugekehrt. Ihr Kollege schiebt den Wagen mit Essenstabletts vorbei, es ist Mittag. Eine Kollegin beantwortet Fragen, gibt Zimmerschlüssel aus und Becherchen mit Tabletten, schenkt aus einem Plastikkrug Wasser zum Hinunterspülen ein. Energisch schiebt Martha einen Schrank auf, zieht Mappen heraus, der blaue Stift, der grüne, die Mappe zuklappen, nächste.

Die Augen fallen ihr wieder zu, für einen Moment lässt P. A. es geschehen. »Der Himmel leert sich«, hatte der zum Abwicklungsberater bestellte Engel ihnen in der letzten Göttervollversammlung erklärt. Und auf einem Schaubild des menschlichen Gehirns einen roten Lichtpunkt hüpfen und kreisen lassen: Hier, wo die Sinnesreize an der Großhirnrinde anlanden, seien im Laufe der Jahrzehntausende sämtliche Götter entstanden. »Wir alle«, sagte der Engel, »sind

ausschließlich Bewusstseinsphänomene.« Allerdings wachse im Fortschreiten ihrer Bewusstwerdung die Selbstdistanz der Menschen und schrumpften die Götter. Deshalb seien sie alle so schläfrig, ungeachtet ihres guten Willens und des nach wie vor bestehenden Bedarfs der Menschen an göttlichen Instanzen.

P. A. nimmt sich zusammen, schüttelt kurz den Kopf, um vollends aufzuwachen. »Was nur vertrieb diesmal mir den Schlaf?«
Martha ist ganz auf ihre Mappen konzentriert – ein ermüdendes Bild.

Nur wenige Male in den letzten Jahrzehnten ist P. A. wach geworden, einmal allein wegen eines Hörfehlers. Ihr Blick fällt auf die im Himmel überall herumhängenden Kalender der verschiedenen Zeitrechnungen. Sie erinnert sich genau, es war im 3. Jahr der 691. Olympiade gewesen, 2733 nach der Gründung Roms, 5740 nach jüdischer Zeitrechnung, 1400 Jahre nach Mohammeds Flucht, 1980 nach Christi Geburt, also vor fast zwanzig Jahren. Damals war sie aufgefahren: »Kopfgeburt!« Hatte jemand Kopfgeburt gesagt, oder bildete sie sich das nur ein? P. A. hatte genauer hingehört. Zwei jungen Weibern wurde entgegengeschleudert: »... männeridentifiziert, ihr seid doch total verkopft!« Eine der beiden war Martha. Die Versammlung loderte von Erregung und Wut. Es schien jeden Moment offenes Feuer zu drohen, aber bei näherem Hinschauen entpuppte sich der Rauch als harmlos: von eifrigem Zigarettenpaffen. Überall werde das Bild der Frau als Mutter hochgehalten, erwiderte eine der beiden. Sie finde nicht, dass es unter diesen Umständen Aufgabe des Frauenaktionszentrums sei, sich ebenfalls in dieser Richtung zu betätigen, und die geplante Veranstaltung *Rückkehr der Muttergöttin* tue genau das: Sie festige das herrschende Frauenbild. Sei Kitsch fürs Hirn, warf die andere ein, und Frauen hätten schon genug Kitsch im Kopf. Und wieder war P. A. zusammengezuckt. Der Mythos von der *Kopfgeborenen*, wonach sie, die großmächtige Pallas Athene, des Göttervaters Kopf entstieg sei, diese ebenso populäre wie lächerliche Version ihrer Herkunft, wurmte sie immer noch.

Das erste Mal, als P. A. wegen ihr aus dem Schlaf fuhr, stieß die sechsjährige Martha ihre Cousine eine vielstufige, betongegossene Treppe hinunter, ein kleiner Schubs, und das Kind kugelte über die Stufen. Die Sechsjährige schrie auf, himmelschreiendes Entsetzen über sich selbst. Durch Mark und Bein ging P. A. dieser Schrei. Ihr selbst war Zeit ihrer Existenz nachgesagt worden, sie habe einst im Spiel ihre kleine Schwester getötet. Absichtlich, unabsichtlich, sie hatte keinerlei Erinnerung daran, und die Mythen darüber gingen auseinander. P. A. hatte kurz die Luft angehalten – und so das Cousinchen vor Schlimmerem bewahrt. Es trug von dem Treppensturz nur blaue Flecke und eine leichte Gehirnerschütterung davon.

Ein paar Jahre später war es dann eitle Rührung gewesen, die P. A. aus dem Schlaf holte: Sie hatte die lange nicht mehr gekannte Huldigung genossen, der sich die inzwischen halbwüchsige Martha abends im Bett hingab, wenn sie in einem großformatigen Buch ihr, Athenes Antlitz betrachtete. Die Abbildung zeigte den Kopf einer Statue, wie sie zu ihrer Zeit in tausend Kopien und Varianten aufgestellt war. Die Augen des Mädchens erfassten die klassisch genannten, ebenmäßigen Gesichtszüge, die leichten Lippen, den feinen Schwung der Augenlider. Die Pupillen fehlten, weil die ursprüngliche Bemalung verloren war, aber der gelassenen, überlegenen Schönheit des Ausdrucks tat das keinen Abbruch, im Gegenteil. Marthas Zeigefinger zögerte auf dem prächtigen Helm, unter dessen Rand sich Locken in die Stirn und über die Schläfen schoben, als wagte sie nicht, Athenes Gesicht zu berühren. Der stolze Helm und dieses weibliche Antlitz, die anmutige Haltung des Kopfs: P. A. erinnert sich, dass sie plötzlich selbst empfand, vielleicht zum ersten Mal in fast berauschernder Intensität, wie gut es der Bildhauer Phidias mit ihr gemeint hatte. Es rührte sie, wie Martha wieder und wieder die Geschichten von Athenes Schützlingen las, wie sie traurig staunte und die Liste ihrer zivilisationsgründenden Erfindungen aus dem Lexikon herunterbetete, die Namen der Städte, die sich unter Athenes Schutz gestellt hatten. Lange ist das her.

Regungslos und aufrecht sitzt Martha jetzt vor einem Bildschirm, über den sich Listen von Arzneien schieben. Mit einem Finger bewegt sie das Rädchen unter ihrer Hand, drückt unmerklich eine Taste. Sie bestellt Lösungen, Tropfen, Tabletten, Zäpfchen für die Station, Nerven beruhigende, Ängste beschwichtigende, innere Stimmen zum Verstummen bringende, Muskeln entspannende, Schlaf schenkende – soundso viele Packungen, große, kleinere. Martha regungslos auf der Stuhlkante, zusammengenommen, angespannt. P. A. hört sich aufseufzen und weist sich gleich selbst zurecht: Was gibt es da zu seufzen? Nichts. Martha war eines der unbotmäßigen Weiber gewesen, die nicht auf einen Helden setzten, sondern energisch ihre Sache selbst in die Hand nahmen. Die sich der großen mutterländischen Kampagne angeschlossen hatten, mit den denkbar vornehmsten Zielen. Jetzt sitzt sie fest. P. A. wundert es nicht. Wer sich grundstürzende Veränderungen auf die Fahnen schreibt, verrennt sich früher oder später. Wer sich nicht verrennt, gelangt nicht zur Einsicht noch zu neuen Lösungen.

Das Rädchen rollen, die Taste drücken. Martha schaut auf die Uhr, sie möchte pünktlich weg, einkaufen, noch zum Friseur, zu Hause wartet ihre Tochter. P. A., fast schon wieder überwältigt von ihrer Gliederschwere, bedauert nun beinah, dass ihr jegliche Kraft zum Protegieren abhanden gekommen ist, aber so ist es nun einmal.

Ein Wispern hinter ihr. Sie horcht auf.

»Du hast die Frauen verraten, hast deine Hand immer nur über Helden gehalten.«

Eindeutig der Muttergöttin Demeter kaum vernehmliche Stimme, das ist P. A. sofort klar.

»Du hast recht, Demeter«, sie fühlt sich milde gestimmt, obwohl es ihr im Augenblick etwas peinlich ist, darauf angesprochen zu werden. Aber sei es nicht ratsam, die alten Geschichten ruhen zu lassen? In denen Demeter schließlich auch keine gute Figur gemacht habe. Wenn die Kriegsschlachten tobten, habe sie in der Regel nichts Besseres zu tun gewusst, als die Hände zu ringen und das blutrünstige Geschehen zu beweinen.

»Das war auch nicht gerade vorbildlich«, sagt P. A.

Darauf ist von Demeter nichts mehr zu hören. Muttergöttinnen sind leicht zum Schweigen zu bringen, man braucht sie nur daran zu erinnern, wie die, die sie für ihre Geschöpfe halten, übereinander herfallen.

»Einmal noch, ein einziges Mal noch«, P. A. ist plötzlich von Erregung erfasst, sie erkennt dieses Verzagen wieder, den ohnmächtigen Hader. Ihre Schützlinge früher: Wie sie bibberten vor Angst, rasten vor Wut, wenn ihnen alle Felle weggeschwommen schienen. »Einmal noch jemand auf die Sprünge helfen«, es war ihr eine Lust gewesen. Den köstlichsten aller Augenblicke miterleben, wo's ihnen wie Schuppen von den Augen fiel und sie sahen, *wie es ist* und *was tun*.

Die Sache mit Martha auf einen guten Weg bringen. Selbst im Schlaf sollte es ihr gelingen, diesmal einem Weib ein bisschen Unterstützung angedeihen zu lassen, sagt sich P. A., Übung hat sie schließlich genug.

EBEN STAND ICH im Flur, die beiden letzten, eigentlich ganz unspektakulären Worte zwischen uns in Gedanken wiederholend: »Gute Nacht!« Wir hatten gerade zusammen die Küche verlassen. Das klingt so einfach, aber die letzten beiden Jahre war es schier unmöglich gewesen. Die eine stürmte oder schlich entmutigt hinaus, die andere blieb zurück, meistens ich. Ich bin die Mutter und damit, ob mir das gefällt oder nicht, die Herrin der Küche, die Hauptverantwortliche für den Geist des Hauses. Diesmal ließt du mir sogar höflich den Vortritt, löschtest das Licht, machtest die Tür auffällig leise hinter dir zu: »Gute Nacht«, und verschwandst im Bad. Ich blieb im Flur stehen, so erleichtert, dass ich mich keinen Millimeter von der Stelle rühren mochte, »Gute Nacht!« Welch glückliche Aussicht: Es kann gut sein zwischen uns, obwohl du meine Tochter bist. Obwohl ich deine Mutter bin. Obwohl wir hier und heute Mutter und halbwüchsige Tochter sind. Mit geschlossenen Augen stand ich an der Treppe und war froh. Du wirst vielleicht doch erwachsen werden, ohne mich vernichten zu müssen. Das meinte ich eben in der Küche gesehen zu haben. Leises Kleppern im Bad, Surren des Wasserzählers hinter der Kellertür, der Quiekton beim Öffnen des Leitungsventils, das stockende, zwei Oktaven tiefere »Quaaatsch« beim Schließen. Stille.

Die Stille eines kleinräumigen Siedlungshauses, dessen innere Verzweigungen kaum zwei Armlängen auseinanderliegen, fünf Türen, die Treppe. Oben noch drei Türen, das ist mein Besitz, acht an zwei Kurzfluren angeordnete Türen samt dem nötigsten Dahinter. Acht Türen, mit denen ich die Wärme- und Kälteströme reguliere und den Fluss der Empfindungen, die Nähe und den Abstand zwischen uns. Heute Abend hast du mitgespielt und die Küchentür von dir aus zugemacht.

Mein Blick fiel auf meine neuen Hausschuhe, ihr schwarzes Glattleder, die nach außen versetzte, in einem schicken Schlitz endende Naht. Noch nie habe ich mir Hausschuhe in dieser Qualität geleistet, dachte ich befriedigt. Sie schienen mir der sich abzeichnenden neuen Situation angemessen zu sein.

Dabei empfindest du mich, als ich heute Abend nach Hause kam, mit einer Visage – am liebsten wäre ich rückwärts wieder zur Tür hinaus. Es war klar, dein mir noch rätselhafter Groll würde in den nächsten Minuten zwischen uns explodieren müssen, vorher gäbe es keine Ruhe. So will es das Gesetz, das zwischen uns schon viel zu lange herrscht. Diesmal blieb die Explosion erstaunlicherweise aus.

In der Küche, während ich die Einkäufe auspackte, fingst du sofort mit den Flaumhärchen in deinem Gesicht an, die du nachmittags gelang vergrößertest, ausleuchtest, betrachtetest und zum Bart sich auswachsen siehst. Warum ich dich ... mit dieser Veranlagung ...? – Dich beruhigen, trösten, die Sache ironisch wenden, politisch, sachlich besprechen – alles schon x-mal ausprobiert, alles zwecklos. Ich sah, der Kühlschrank gehört ausgewischt, Milchflaschenränder, Speisebrösel, und schritt zur Tat. Spülte die Glaseinsätze, rieb sie trocken, ging zum Geschirrabwaschen über. Du schwiegst in meinem Rücken, ich sagte auch nichts, unsere kleine Küche voll geronnenem, kaltem Schweiß. Als ich mich, mit Geschirr hantierend, nach dir umdrehte, kauertest du auf dem Stuhl, ein Bein hochgezogen, dein Kinn auf dem Knie, dein Blick leer. Da versuchte ich es doch mit einer Beschwichtigung: »Ich hab doch auch keinen Bart.« Du blicktest schnell nach unten, aber die Häme, die über dein junges Gesicht lief, entging mir nicht, diese Fadenspur von Bösartigkeit.

Es war nur pubertäres Wetterleuchten, ich weiß; aber ich musste mich einen Moment am Beckenrand festhalten, bevor die Hände wieder im heißen Wasser nach Gläsern und Tassen tauchten. Dir keine schmierigen, kein Abwaschwasser nach dir schütten, nicht ins Bad zum Spiegel stürzen, um zu überprüfen, ob wegen der nachlassenden Östrogenproduktion das Flaumhaar nachgedunkelt ist und sich unbemerkt in sprießende Borsten verwandelt. Nicht dem brennenden Drang zu weinen nachgeben – ganz darauf konzentrieren,

dein kleines mieses Grinsen in meinem Körper zirkulieren zu lassen, bis seine Wirkung aufgebraucht ist. Dass sich die Scham nicht in Hals und Kehle klumpete, sondern flüssig blieb und ihre Hitze allmählich verlor. Ich beobachtete das Ineinander-Verfließen von Fetträndern, Speiseresten, Scheißgefühlen unter meinen Händen; begann wieder die leichte, flirrende Kühle an den Ohren zu merken. Nach Dienstschluss war ich im Haarschneide-Studio gewesen, hatte also bereits eine Kur in einem weiblichen Wohlfühlterrarium hinter mir und den Aufenthalt sogar gut überstanden. Die Katze maunzte, wollte raus. Deine Schritte gingen zur Tür. Gleich bist du weg, dachte ich, aber die Schritte kamen zurück, zögernd. Ich hörte mich sagen: »Es ist einfach, andere lächerlich zu finden, zu verachten. Wir sind alle lächerliche Figuren, nicht besonders großartig.« Wie ein Orakel sprach ich in den Spülwasserdunst über dem Becken, fast eher zu mir selbst als zu dir: Es fühle sich wie Stärke an, sei aber Schwäche.

Kurz darauf tauchte deine geschirrtuchbewehrte Hand neben mir auf, du griffst nach einem Glas zum Abtrocknen. Nimmst die abgestellten Tassen, Gläser, Teller nacheinander auf; ich panschte in meinem Wasser. Dialoge sind eine Kunst, selbst in der Klinik, wenn wir den Patienten zu vermitteln suchen, es stehe ihnen jemand zur Seite. Ohne Selbstbeherrschung passiert nur das Falsche, kommt es zu Kurzschlüssen, nicht zu Kontakt. Mit dir war alles Reden und alles Nichtssagen lange bloß Gestümper, das weiß ich. Bei mir reichte es nur zu angestrenzter Selbstkontrolle. Du hieltest mir vor, ich sei unspontan. Aber im Grunde leben wir von meiner Selbstbeherrschung, ohne die könnte ich nicht auf einer psychiatrischen Station arbeiten. Gestern pfefferte ein junger, hochgradig aggressiver Patient mir die Wäsche des von ihm äußerst widerwillig abgezogenen Betts erst einmal vor die Füße, statt sie in den dafür vorgesehenen Sack auf dem Wagen zu stecken. Und mit dem frischen Bezug machte er es genauso; der sei dreckig, er wolle einen neuen, obwohl nichts zu sehen war als der schwache Schatten eines früheren kleinen Flecks. Mich weder einschüchtern noch in Rage bringen lassen, nicht auftrumpfen, mich nicht angewidert abwenden. Selbstbeherrschung ist mein Job, anstrengend, aber mir gibt das etwas. Der Patient gestern bezog

sein Bett schließlich neu, stopfte den alten Bezug und den mit dem schwachen Schatten eines Flecks in den Wäschesack. Er maulte zwar, aber Maulen war auch für ihn spürbar besser als Herumschreien und Tätlichwerden. Vor kurzem fiel mir ein Buch über den Wilden Westen in die Hände. Darin der Satz, vor hundert Jahren von einer Frau geschrieben: Selbstbeherrschung sei überhaupt das Wichtigste in den neu entstehenden Bürgerschaften der Pioniere, weil noch keine Regeln durchgesetzt seien. Seit du halbwüchsig bist und wir nicht mehr einfach Mutter und Kind sind, herrscht in unserem Siedlungshaus Wildwest. Ich sehe ein, ich muss nicht verstehen, was du jeden Abend, jeden Morgen, Nachmittage lang im Bad treibst. Nur dass du mich ungepflegt nennst, weil ich mich nicht stundenlang im Bad einschleife, habe ich mir vor ein paar Tagen verboten.

Nach dem Abwasch bereiteten wir uns einen Obstsalat zu. Als auch die Sahne geschlagen war, löschte ich die Lampe über der Arbeitsplatte, du ließt die Katze wieder herein. Wir aßen schweigend. Beim Löffeln wurde dein Gesicht, jetzt am Abend abgeschminkt, kindlich still. Dein Unmut hatte sich gelegt. Die Mädchenhand mit den sorgsam gehüteten, lackierten Nägeln, an jedem der mittleren Finger zwei bis drei Ringe, lag neben dem Glasteller – eine leichte Mädchenhand im Übergang zur Frauenhand, eine unbegreifliche, betörende Verwandlung.

Ein kurzer Blick zu mir, das verlegene Zögern eines Kindes, vertraulich. Die Küchenlampe beleuchtete die paar blassen Sommersprossen auf deiner Nase. Im nächsten Moment erschien ein noch nie beobachtetes selbstbewusst-kumpanenhaftes Lächeln um deinen Mund – dann nahmst du den Glasteller vors Gesicht und begannst entschlossen, ihn auszulecken.

Nun wirst du also erwachsen werden. Ich weiß es, lebe darauf hin, versuche eine passable Figur dabei zu machen. Mitunter, wie heute Abend, ist mir beim Blick in dein Gesicht, als wehte mich der Flügel Schlag eines Vogels an auf dem langen Weg in sein Sommerquartier.

Und ich? Was weiß ich. Ich würde gerne hier auf dem Stuhl einschlafen, den Kopf auf der Schreibtischplatte. Morgen ist Samstag, ich

muss nicht früh raus. Es ist immer noch kühl an meinen frisch freigeschnittenen Ohren. Nach dem Friseur bin ich auf dem birkenbestandenen Weg hinter dem Gewerbegebiet bis zur Grünsammelstelle spaziert und wieder zurück. Die Luft an den Ohren war angenehm frisch, beinah zu kühl. Und plötzlich entdeckte ich an den feinen Astspitzen der Birken lauter Zeichen: kleine Victory-Vs und Teufelsgabeln, drei, vier, fünf Zentimeter lang, grünlichbraun, offenbar die künftigen Blütenstände. Überall im lockeren Astwerk kleine Sieges- und Teufelszeichen, die sich ungerührt in Wind und Kälte streckten, als gäbe es keinen Zweifel, dass ihre Zeit kommen wird, ja, jetzt im März kurz bevorsteht.

In der Nacht. Eben habe ich wieder Margie getroffen, wie so oft. Diesmal auf einem Wiesenweg, das Gras halbhoch, wie es Ende Mai, Anfang Juni steht. Der Weg lag in der vollen Sonne, rechts und links eine Spurrinne aus bretharter Erde. In Wirklichkeit treffe ich Margie fast nicht mehr, dafür im Traum regelmäßig. Um dann träumend darauf zu lutschen, *ob* sie mich wegschickt, *wie* sie mich diesmal wegschickt. So geht das Traumstück. Meistens treffen wir uns inmitten vieler Menschen, diesmal war weit und breit nur Wiese und der Wiesenweg, auf dem wir nebeneinanderher gingen. Ich wie immer ganz Auge, ganz Ohr: Wie wird das Wegschicken diesmal ablaufen?, dennoch gelöst, in mein Schicksal ergeben. Statt Auswege zu ersinnen, genoss ich das Licht, das Wiegen der Grashalme, Grasschatten. Im Aufwachen finde ich es erst verwunderlich, dann ziemlich albern und schließlich kränkend, dass ich diese Begegnungen Jahr um Jahr träume. Ich und Margie, »Mar und Mar«, wie wir manchmal flüsterten. Und für mich hörte es sich an wie Meer und Meer, nie mehr etwas anderes als Meer und mehr. Aber noch an der Traumlandgrenze ist es die spannendste Frage überhaupt: Habe ich diesmal eine Chance? Und deshalb kann ich davon anscheinend nie genug bekommen.

HEUTE MORGEN BEWEGTEN wir uns aufräumend miteinander im Haus, Treppe rauf, Treppe runter, Schritte und Hantiergeräusche, offene Zimmertüren, Staubsaugen, noch im hintersten Winkel *Nirvana* aus deinem voll aufgedrehten Apparat. Du kehrtest die Treppe, der Besenbügel schlug im Takt an die Stufen. Begegnete ich dir, meinte ich, den Blick in ein neues Gesicht zu erhaschen – das vertrotzt Kindische weggeblasen, abgefallen wie eine Maske.

Nach Mittag sah ich aus dem Flurfenster, wie du dich Richtung Pforte entferntest. Gepackt in den eng taillierten, beigefarbenen Mantel, bei dem ich dir helfen musste, die Knöpfe zwei, drei Zentimeter nach innen zu versetzen. Von hinten sah es so aus, als gebe dir der enge Mantel Halt, Tuchstütze in Tuchfühlung, ein sozialer Schutzanzug. Über dem voluminösen Webpelzkragen deine blondierten langen Haare, von hinten ein metallisch wirkender Schleier. Und ein wandelndes goldenes Vlies in dem Augenblick, als du zwischen den immergrünen Büschen durch die Pforte gingst. Du warst mit Anna in der Stadt verabredet.

Das Goldene Vlies wurde von einem Drachen bewacht. Wer schützt dich?, fragte ich mich flüchtig. Einzelne deiner Prachthaare hatte ich gerade aus den Abflüssen im Bad gezogen, aus dem Wischwasser gefischt, vom Fußboden abgelöst. Ich schaute aus dem kleinen Flurfenster auf die paar Meter Plattenweg, die Sonne glimmte auf den feuchten hellen Kieseln der Waschbetonplatten, im Verlauf des Vormittags hatte sich der Hochnebel aufgelöst. Das Tok, Tok deiner Absätze war für mich nicht zu hören, aber ich beobachtete, wie deine weiten Hosensäume ausschlugen und das bei hohen Absätzen charakteristische Staksen unterstrichen. »Das ist kein effizientes Gehen«, fuhr mir durch den Sinn, da warst du längst weg. Ich hielt mir dein Wiegen aus der Hüfte heraus noch einmal vor Augen, wie es sich in die Schultern fortsetzte, diese wechselweise hob und senkte, und erst

jetzt dämmerte es mir: Du schreitest, das ist weibliches, feminines Schreiten, noch ohne jede Schwere. Darauf lief das sinnlose Zieren und Zaudern der letzten Jahre nun offenbar hinaus, das kam nach dem lethargischen Nirgendwohin-Wollen, das dein Hüpfen und Springen abgelöst hatte. »Mach schon, du stehst doch nicht unter Medikamenten!«, hatte ich gesagt oder auch nicht gesagt. Jetzt aus dem Flurfenster sah ich: dass du den Schutz eines Drachens nicht brauchst, auch meine Fittiche nicht mehr, du wirst dich von nun an selber schützen. Die Maske ist herunter, die deine Entwicklung in den letzten zwei Jahren behütete, weil Entwicklung im Verborgenen stattfindet und ein Gehäuse braucht.

Du entferntest dich schreitend in deinen Samstagnachmittag, einherschreitend, sagte ich mir, und der Satz nahm eine überraschende Wendung: wie die Tochter, die sich *meine* Mutter gewünscht hätte. Während ich für sie eine einzige Zumutung war, bist du die inkarnierte Weiblichkeit, selbst von hinten. Man kann auch in einem kleinen Flur sehr aufrecht stehen, stolzgeschwellt: Ich unweibliche Person – in den Augen meiner Mutter unweiblich, korrigierte ich mich, und in den Augen meines in solchen Belangen feigen Vaters – habe eine hyperweibliche Tochter nicht nur ausgebrütet, sondern großgezogen, habe diese ausgeprägte Weiblichkeit nicht verhindert, nicht erstickt, jedenfalls nicht in dem Maße, wie es von mir zu erwarten gewesen wäre.

Keine Ahnung, wie lange ich aus dem kleinen Flurfenster auf den leeren Plattenweg starrte. Manche unserer Patienten werden jetzt zur Gehirntomografie geschickt. Wäre ich vorhin an so ein Gerät angeschlossen gewesen, stelle ich mir vor, hätte es eine Vielzahl stimulierter Zonen angezeigt, blitzschnell wechselnd, unsichtbar beschleunigt und gelenkt vom Erregungspotenzial schieren Stolzes und großer Erleichterung: Dass ich gut genug für dich war; dir den Schutz geboten habe, den du brauchtest; du dich in einen sonnigen Nachmittag wiegst, hoffentlich nicht in falscher Sicherheit; dass du schon fünfzehn bist, bald sechzehn, und sich dieses Schreiten bei dir abzeichnet.

Wie es aussieht, war ich dir eine passable Mutter, obwohl ich daran von Anfang an meine Zweifel hatte. Am stärksten, wenn du als Säugling

nicht zu beruhigen warst und ich mir sagen lassen musste, dieses Kind ist unglücklich – von wem auch immer, damals in der Wohngemeinschaft war ja meistens jemand in der Wohnung, so wollten wir es doch. Rolf konnte dich besser beruhigen. »Der ist seltener da, das ist der Grund«, versuchte mich eine Freundin zu trösten. Es war mir überhaupt kein Trost. Denn wir lebten zwar noch zusammen, freuten uns auch zusammen an dir, aber der Riss war nicht mehr zu kitten. Und ich haderte mit mir, weil ich ihn nicht einmal entschlossen kitten wollte, sondern Margie vermisste, die nach England verschwunden war. So trug ich dich, ein puterrotes schreiendes Bündel, durch die Wohnung und litt darunter, dass Rolf zusehends von mir wegtrieb und Margie, der meine Schwangerschaft einen Schock versetzt hatte, nach England abgetaucht war. Jeden zweiten Tag beschloss ich, Margie aufzugeben, und an den Tagen dazwischen, es nicht zu tun, weil es schwerster Selbstverrat wäre. An diesen Tagen war ich cool wie eine griechische Göttin: Wer in seinen Liebesverhältnissen einen über alle Stränge schlagenden Übermut entwickelt, sollte auch das Stehvermögen für die Folgen haben. Das aber fehlte mir, wie sich spätestens am nächsten Tag wieder herausstellte, ohne dass ich imstande war, daraus die Konsequenz zu ziehen. Damals kehrte die Angst vor mir selbst zurück, die Furcht, dass ich die Menschen in meiner Nähe über kurz oder lang zerstören würde, nicht absichtlich, sondern weil ich bin, wie ich bin. Margie hat später gelacht, als ich ihr das mal sagte, und Rolf hat seine Haut scheinbar ohne große Mühe gerettet, auch wenn er mir gegenüber angespannt bleibt, wahrscheinlich für den Rest seines Lebens. Es musste reichen, eine ausreichend gute Mutter zu sein, wie es in den Büchern stand, und jetzt deutete alles darauf hin, dass die *good-enough mother* tatsächlich genügt hat.

Vorhin am Flurfenster spürte ich mit einemmal wieder meine Baby-puppe, die Puppe meiner Kindheit, im Arm. Ihr ungleiches Gewicht, die linke Seite viel schwerer als die rechte: In einem Akt der Befreiung oder Aneignung, was weiß ich, hatte ich als Fünf-, Sechsjährige ihr Inneres mit frisch angerührtem Zementbrei ausgegossen, nachdem die Kunstwolle zum größten Teil »herausoperiert« war. Du warst dagegen mit deinen Barbies so sorgsam und penibel, diesen Barbies,

die meine Mutter dir gekauft hat und die sie fortlaufend neu ausstattete. Vielleicht hast du es auch im Radio gehört, Barbie wird in den nächsten Tagen 40, ist also ein halbes Jahr älter als ich, und ich werde, egal, wie alt ich aussehe, zeitlebens ein halbes Jahr jünger sein als die Barbiepuppe mit ihren überlangen Beinen und der exakt an hochhackige Schuhe angepassten Fußphysiognomie.

Dein Schreiten eben war kein effizientes Gehen. *Ihre Polizei rät zu zielstrebigem Gehen*, hieß es auf den Hinweisplakaten, die wir im Fraz – Frauenaktionszentrum – aushängten, mit wilden Anstreichungen und Anmerkungen versehen. Die Aufforderung erging, weil es in der Nähe eines neuen Schwesternwohnheims spät abends und früh morgens immer wieder zu Vergewaltigungen kam. Überall in den Kliniken wurden diese rotumrandeten Plakate ausgehängt, mit dem Polizeiemblem amtlich beglaubigt. Die Überfälle gaben den Ausschlag, dass unsere Klinikums-Frauengruppe sich dem Fraz anschloss. Ich erzählte dir nie davon, weil ich nicht an die Überfälle erinnert werden wollte, die irgendwann aufhörten, obwohl nie ein Täter gefasst wurde. Nichts erzählte ich dir davon. Erst warst du zu klein, dann war ich nicht mehr gut auf diese ganze Fraz-Phase zu sprechen. Immer schön konkret und gegenwartsbezogen bleiben, sagte ich mir, als du ins Alter kamst, in dem ich dir beibringen musste, wie du dich sinnvollerweise in bestimmten Situationen verhältst; dich bloß nicht mit alten Geschichten verängstigen. Dennoch wirst du deine eigenen Erschreckensszenen im Kopf bewahren, so wie ich nun plötzlich die Stimme wieder im Ohr habe, fast realer als vor x Jahren in der Realität: »Na, schon rot zwischen den Beinen, unser Marthchen?«, sagte ein altgedienter Maurer meines Vaters namens Ludwig inmitten von vier, fünf Arbeitskollegen. Sie waren dabei, eine Wand hochzuziehen; kein Kommentar, kein Blick der Kollegen in meine oder auch Ludwigs Richtung. Sie schwiegen entschlossen, abweisend, während ich mir, in Flammen geschossen von Scham, für den Bruchteil einer Sekunde von ihnen Hilfe erhoffte. »Könnte bald soweit sein, was?«, fuhr Ludwig mit bierrauer Stimme fort. Ich war allein zur Baustelle gefahren, was ich nicht sollte und länger nicht mehr getan hatte, jetzt stolperte ich zu meinem Rad und fuhr davon. Mochte nicht nach

Hause, wenn meine Mutter das sieht, dachte ich und war sicher, man sieht mir an, was Ludwig über mich gesagt hatte, als hätte er mir ein Zeichen eingebrannt. – Aber ja, so wie du heute davongingst, bist du jetzt wahrscheinlich aus dem Gröbsten heraus.

ES IST ALLES ganz in Ordnung, sagte ich mir vorhin und war endlich imstande, mich in dem kleinen Flur von der Stelle zu bewegen. Dein Fegen heute Morgen gut und schön, aber ich fand nun doch, die Treppe gehörte nass gewischt, und begann zu reiben und zu wienern. Bis in die äußersten Ecken wischte ich die Stufen, den Handlauf, die Geländerstreben, Wangen, und fragte mich dabei, warum mir die Fraz-Zeit lange so peinlich war, dass ich immer nur denken konnte: »Blöde Weiber«, wenn mich etwas an die Vorgänge und Konflikte damals erinnerte. Dem Eindruck von Angestaubtheit war mit meinem Wischen und Scheuern nicht beizukommen, der Lack stellenweise abgeblättert, abgestoßen, selbst am Treppenpfosten und an den Geländerstreben. Schließlich ist der Anstrich inzwischen neun Jahre alt. Das Bordeauxrot von mir beim Einzug sorgfältig gemischt, ein Baumarkt-Dunkelrot durch Zugabe von Rot, Blau, Schwarz einen Tick ins Purpurne gezogen, eigenhändig verstrichen, dabei Teile des Geländers hellrot und weiß abgesetzt. Die Qualität der Farbe wärmer als Purpur, blauer und damit vernünftiger, leichter und zivilisierter, weniger weiblich und konventioneller als Blutrot, Weinrot, Granatrot. Etwas weniger Blau und es wäre die Farbe einer nicht mehr frischen Wunde. Knapp an einer alten Wunde vorbei strich ich unsere Treppe, eine andere Farbe wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Und jetzt, im Mittagslicht, war der Glamour des Bordeauxrots verschwunden, nicht nur wegen seines Alters. Unter meinem Lappen muss eine Entmischung stattgefunden haben, das dunkle Rot, zwar immer noch elegant, vielversprechend, atmosphärisch überzeugend, gerade auch im Kontrast zum Weiß und Ziegelrot am Geländer, löst keine Resonanz mehr in mir aus, als habe sich dort, wo die Farben Empfindungen erzeugen, etwas entkoppelt und sei erloschen. Ich habe die Farbe verloren, dachte ich und setzte mich auf die Treppe. Mir gegenüber wieder das Flurfenster, durch das nun Sonnenlicht einfiel, gefiltert vom Staubniederschlag auf den Scheiben.

Was war damals nicht alles in diesem Dunkelrot gestrichen. Angefangen von Rolfs altem Küchenstuhl, auf den ich mich immer setzte, bis hin zu der einen dunkelroten Wand in vielen Zimmern der politischen Wohngemeinschaften. Meistens war es die Wand, an der die Matratze lag. Je frauenbewegter eine Frau war, desto mehr spielte diese Wand ins Violette oder Rosa. Wer weiß, vielleicht stand, als ich dir deinen Namen gab, auch die Wandfarbe hinter den Matratzen Pate. Als ich dich nach der Geburt im Bettchen liegen sah, flog es mich an: »Rosa heißt du.« Du kamst gleich als Rosa auf die Welt, warst von Anfang an Rosa, ich musste nur für die amtliche Beglaubigung sorgen. Wie es mich freute und beruhigte, dass du mir gleich mit einem Namen entgegen kamst, Rosa, einem Namen mit Programm, aber einem ganz offenen: Morgenröte und manchmal Abendröte, Farbhauch der Wildrosen, Sinnbild der Liebe, der Frau und seit Rosa Luxemburg auch des leidenschaftlichen politischen Scharfsinns. Rolfs kurze Glückerschütterung, als ich dich ihm vorstellte, Ro-sa wie Ro-lf. Natürlich war er einverstanden, du warst Rosa, und je länger ich darüber nachsann, desto klüger und geschickter fand ich deine Wahl, und meine leise Befürchtung, dass ich das Kind vielleicht nicht würde leiden können, sobald es kein Teil mehr von mir wäre, war vergessen.

Ich warf endlich den Wischlappen in den Eimer und überließ mich ganz dem vielen Dunkelrot von früher, Bordeauxrot im Vollton ohne die geringste Transparenz. Möbelstücke, Wände, Hosen – meine alten dunkelroten Breitcordhosen, der dunkelrote VW-Bus, an dem ich eine Zeitlang ein Viertel Anteil hatte. Unbegreiflich leicht ließ sich damals alles für mich an: mit Rolf, mit der Ausbildung, der Wohngemeinschaft, den politischen Gruppen. So leicht, als ob es die, die ich vorher gewesen war, die sich abseits hielt, kaum Anschluss fand, gar nicht gegeben hätte, oder nur insofern, als ich eine Weile brauchte, bis ich an die neue Leichtigkeit glaubte. Als ob die Welt sich um ein Weniges gedreht hätte und auf einmal nicht mehr alles jenen zufiel, denen immer alles zugefallen war. Jetzt konnte jemand wie ich es gut haben, so gut. Ich glitt durch die Tage, wie selbstverständlich schien mir alles zuzuwachsen. Nie im Leben hätte ich erwartet, dass

ich dich allein großziehen würde, auch wenn es mit Rolf und Margie schon schwierig war, als du zur Welt kamst.

»In welchem Abstand zu den anderen muss ich mich halten, um mit ihnen eine Gemeinschaft ohne Entfremdung, eine Einsamkeit ohne Exil zu verwirklichen?«, las mir Margie eines Tages aus dem Vorlesungsskript eines französischen Philosophen vor. Auf Französisch, ich verstand es nur, weil ich in ihrer Gegenwart eine Zeitlang geradezu hellsehtig war. Margie ging selbstverständlich davon aus, dass ich das Philosophen-Französisch, das sie mir vorlas, verstand, und dieses selbstverständliche Vertrauen in meine Fähigkeiten wirkte Wunder. Sie las einiges vor, aber diese eine Frage hat sich in meiner Erinnerung festgesetzt, ich empfinde gleich südländische Licht- und Luftverhältnisse, wenn ich vor mich hin sage: »eine Gemeinschaft ohne Entfremdung, eine Einsamkeit ohne Exil«, als wäre schon die Frage ein wunderbares Versprechen. Margie sagte damals, die Überlegungen gingen von griechischen Klöstern aus, Männerklöstern auf dem Berg Athos. Wir glaubten, dass in solchem Geist gestellte Fragen auch im klimatisch weniger begünstigten Norden arkadische Stimmungen und entsprechende Experimente hervorbringen würden. Für manche wurden Belgien und die Niederlande ein Reiseziel, denn dort bestanden die letzten Beginenhöfe Nordeuropas, an Klöstern orientierte Gemeinschaften von Frauen, aber ohne Gelübde. Das wär's vielleicht, dachte auch ich damals – und überschätzte wie wir alle die eigene Fähigkeit zur Gestaltung und Teilhabe an einer solchen Gemeinschaft.

Im Grunde war unser Einzug hier meine Antwort auf die Frage des Philosophen: Ich brauchte überaus viel Abstand. Auf der Treppe sitzend sah ich dem Sonnenlicht zu, wie es den Abrieb, die Kratzer, die kleinen Tapetenrisse am Aufgang abtastete und peinlich ausleuchtete. Die durch die ständigen Aus- und Einzüge verschandelten Trepenaufgänge zu den WGs hatten genauso ausgesehen. Vor zehn Jahren entzog ich dich den Erziehungsgelüsten meiner letzten Mitbewohnerinnen, Thea, Uschi, Daggi. Jede der drei meinte bei dir verhindern oder an dir gutmachen zu müssen, was ihr selbst als Kind widerfahren war.

Am Tag unseres Einzugs, die Kartons und Möbel waren eben fertig ausgeladen, hast du das Grundstück erkundet. Ein Bündel verstrubberte Taubenfedern fest in der Hand, Taubenfedern ins Stirnband gesteckt, eine Feder in der Öse des Jackenreißverschlusses; aufgeregt deutetest du nach oben, wo eine Taube schwerfällig und wild flatternd den Ast wechselte. »Eine Taube, eine Taube!« Das Bündel Taubenfedern war für mich. Dann liefst du in deinen lila Gummistiefeln wieder neue suchen, gänzlich ohne Bewusstsein von dem Bild, das du in dieser Montur botst, die graue Pulloverkapuze auf dem Kopf, darüber das Stirnband mit den eingesteckten Taubenfedern. Ich nahm mir fest vor, diese Momente der Unbedachtheit gegenüber deinem Äußeren zu hüten, niemand sollte über dich lachen dürfen. Niemand würde mir mehr reinreden. Deutlich empfand ich, wie kostbar es ist, so selbstvergessen zu sein, so ernst bei der Sache; wie kostbar – und wie absehbar, dass der Blick von außen bald verinnerlicht sein und damit zwangsläufig die Oberhand gewinnen würde.

Mit den Taubenfedern fing es an; bereits die erste Stunde zeigte, die Entscheidung, aus der Innenstadt hierher nach Wennigste zu ziehen, war richtig gewesen. Jetzt war ich allein mit dir, an diesem Ort ohne große Versprechungen, in kleinbürgerlicher Nachbarschaft. Das war mir egal, wir kannten niemanden. Es gab genug Platz für uns beide, nicht mehr, nicht weniger. Und du würdest hier auf die Schule kommen.

Flur und Treppe brauchen neue Farben. Vielleicht werden wir die Treppe sogar zusammen streichen, warum nicht?